

Das Königreich in den Wolken Absturz vorprogrammiert?

Lesotho vom 1. 6. bis 14. 7. 1997,
betreut vom Christian Council, Maseru, Lesotho

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Zur Person | 144 |
| Vom Geldgeber-Hätschelkind zum Anhängsel Südafrikas? | 144 |
| Bildung für 2,60 Maluti zu verkaufen | 145 |
| Videos gegen den Kulturverlust | 147 |
| Hilfe für Bauern - aber nur gegen Bezahlung | 148 |
| „Und wenn wir weg sind, macht Ihr hier weiter“ | 151 |
| Bäume, Bäume für Lesotho | 153 |
| „Es wird sich wie Feuer verbreiten“ - Essen für alle | 154 |
| Zwei Länder, ein Landesbeauftragter | 156 |
| Treffen am Runden Tisch und leere Fabrikhallen | 157 |
| Wer kennt schon Lesothos Fußball-Nationalteam? | 158 |
| Wasser - Die Quelle der Zukunft? | 159 |
| Was kommt nach der Jahrtausendwende? | 162 |



Claudia Ix, geboren am 12. Oktober 1967 in Köln. Mit 13 stand für sie fest: „Ich will Journalistin werden.“ Erste Erfahrungen sammelte sie mit 16 während eines Schulpraktikums. Nach dem Abitur 1986 in Düren studierte sie in Münster und in **Leicester/England** Anglistik, Germanistik und Politik. Ab 1989 war sie als freie Mitarbeiterin bei der Münsterschen Zeitung in Münster und beim Stadtpresseamt in Münster beschäftigt. Hinzu kamen mehrere Praktika. Nach dem Magisterexamen 1992 absolvierte sie ein vierwöchiges Praktikum bei der englischen Regionalzeitung *Leicester Mercury*. Im August 1993 begann sie ein

Volontariat bei der Münsterschen Zeitung in Münster, Greven und Dortmund. Seit Dezember 1995 arbeitet sie als Redakteurin bei der Münsterschen Zeitung in Telgte.

Vom Geldgeber-Hätschelkind zum Anhängsel Südafrikas?

Als ich die Grenze Maseru Bridge überquere, betrete ich ein anderes Afrika. Vom südafrikanischen Bloemfontein aus erreiche ich nach rund eineinhalb Stunden „mein“ Land. Hier gibt es keine Steppen, keine Wüsten, keine ordentlichen Teerstraßen, keine Elefanten oder Löwen, eben das, was man sich gemeinhin unter Afrika vorstellt. Dafür unendliche Bergketten, Schnee auf den Gipfeln, tosende Wasserfälle, zu denen ich auf dem Rücken eines Basothoponys reiten werde. Endlich: Ich bin in Lesotho!

In Lesotho, das merke ich bald, gehen die Uhren anders. Die Geschäfte schließen um 17 Uhr, dann fällt die Dunkelheit über das Land. Immerhin ist es, als ich hier ankomme, gerade Winter. Und bei meinen Touren mit dem Christenrat ist mir schnell klar: Auf die Minute, auf die Stunde kommt es nicht an.

Sind in Lesotho die Uhren gar stehengeblieben? Wie das Kaninchen vor der Schlange, scheint das rund zwei Millionen Einwohner zählende Königreich hoch in den Bergen Afrikas, umgeben von Südafrika, vor seinem übermächtigen Nachbarn zu stehen. Früher, da hatte Lesotho noch einen nicht zu unterschätzenden Status. „Wir durften ja nicht ins Apartheid-Südafrika, da haben wir uns hier niedergelassen, quasi auf dem Dach Südafrikas“, erklärt mir ein deutscher Botschaftsmitarbeiter. Die Deutsche Botschaft in Lesotho ist mit dem Ende der Apartheid im Nachbarland 1994 nach Pretoria gezogen und betreut Lesotho von dort aus mit. Vier Landesvertretungen sind von den ehemals zwölf in Lesotho übriggeblieben.

Früher, da lebte das Königreich Lesotho recht komfortabel von der Aufmerksamkeit anderer Länder und deren finanzieller Hilfe. Lesotho gehört zu den „least developed countries“, den ärmsten Ländern der Erde. Mit 59 Dollar Entwicklungshilfe-Einkommen pro Kopf im Jahr lag es einmal ganz oben auf der internationalen Rangliste. Doch diese Einnahmequelle geht stetig zurück. Auch die Zahl der Organisationen vor Ort hat sich drastisch reduziert. „Anfang der 90er Jahre luden wir zu Treffen aller Deutschen in Maseru über 300 Leute ein. Heute sind es vielleicht 100“, verdeutlicht Heinz Fiebig, Geschäftsmann und Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Lesotho.

Was also findet im „Königreich in den Bergen“ noch an Entwicklungshilfe statt? Was haben die vielen verschiedenen Organisationen hinterlassen? Und wie sieht die Zukunft Lesothos aus, das in so vielen Bereichen fast vollständig von Südafrika abhängig ist? Das seinen Strom, seine Nahrungsmittel aus dem Nachbarland importiert, das über 100 000 Arbeiter, allerdings mit stark sinkender Tendenz, in die Gold- und Diamantenminen Südafrikas schickt. Was ist von der Entwicklungshilfe übriggeblieben, was bekommt das Land heute, und wie überlebt es morgen?

Bildung für 2,60 Maluti zu verkaufen

Langsam schraubt sich der Jeep immer höher in den Berg. Die geteerte Straße haben wir längst verlassen und arbeiten uns auf Lehm- und Steinpisten und über Schlaglöcher und spitze Felsbrocken hinweg hoch in die Maluti-Berge. Bis zu 3 000 Meter soll es heute gehen - kein Wunder, daß ich plötzlich Kopfschmerzen bekomme. Zwar sind wir nur um die 500 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, dennoch benötigen wir den ganzen Tag, um unser bescheidenes Quartier in Qachas Nek zu erreichen.

Allerdings fahren Rankolopane Letsoara und Leseko Kena auch nicht geradewegs von Maseru in die Distrikthauptstadt. Immer wieder, und fast immer dort, wo man von weitem eine Sandstein-Kirche sieht, biegen die beiden von der Kommunikationsabteilung des Christenrates Lesotho, einem Zusammenschluß von Kirchen und christlichen Organisationen des Landes, von der „Straße“ ab. Dann hüpfen sie mit Jeep, mit mir und unseren Rucksäcken auf der Ladefläche durch noch tiefere Schlaglöcher und halten vor kleinen, flachen Gebäuden - den Gesundheitszentren, die meist christlichen Missionen angeschlossen sind.

Wie in Holy Cross im Distrikt Mohale's Hoek im Süden von Lesotho, medizinische Anlaufstelle für über 150 Dörfer in der Umgebung. Hier gibt es ärztliche Erstversorgung sowie Nothilfe, Aufklärung in Sachen Schwangerschaftsernährung oder Aids, eben alles, was man in einem Drei-Raum-Krankenhaus erledigen kann. Denn bis Maseru mit seinem Queen-Elisabeth-Krankenhaus oder gar der Privatklinik ist es weit.

Wir bringen an diesem kalten, sonnigen Montag keine Medikamente oder medizinisches Gerät. Wir bringen ein Magazin. „Litsoakotleng“ erscheint dreimal im Jahr und wird von den Mitarbeitern der Kommunikationsabteilung auf mehrtägigen Touren bis in die abgelegensten Dörfer Lesothos gebracht. Die Süd-Tour, auf die Letsoara und Kena mich mitnehmen, wird drei Tage dauern.

„Wir verkaufen Bildung“, sagt stolz der knapp 60jährige Herausgeber des christlichen Magazins, Letsoara. Lieber würde er sagen „Wir vermitteln Bildung“. Doch die Zeiten sind vorbei. Zwar ist „Litsoakotleng“ mit 4 500 verteilten Ausgaben immer noch die am meisten gelesene einheimische Publikation; als die Kommunikationsabteilung 1984 durch „Brot für die Welt“ ins Leben gerufen wurde, druckte sie bis zu 20 000. Grund für den Rückgang der Auflagenzahlen: Die Basotho müssen heute 2,60 Maluti, etwas mehr als eine Mark, für den „Litsoakotleng“ bezahlen. Früher war das Heft fast umsonst. Und 2,60 Maluti sind für die Landbevölkerung viel Geld.

Zu viel, um es in ein Magazin zu investieren, das den bunten Gemischtwarenladen von „Prostitution in Lesotho“, „Sollte Lesotho sich mit Südafrika vereinigen“ oder „Pestizide können gefährlich sein“ anbietet. Artikel über Gesundheitsvorsorge oder Anbaumöglichkeiten sollen armen Familien Aufklärung bringen und praktische Hilfe leisten. Eine Serie über das Rechtssystem soll das politische Bewußtsein schärfen.

Aber „Litsoakotleng“ erreicht nicht mehr die, für die er gemacht wird, die Ärmsten der Armen, die, an denen das Informationszeitalter mit Satellitenschüssel, Tageszeitung oder gar Internet vorbeigeht. Mal 50, mal 20 Ausgaben lassen Letsoara und Kena in den Gesundheitszentren. Mit 60 Lisente sind die Zentren an jedem verkauften Magazin beteiligt. Dennoch ist die Motivation unter den Krankenschwestern, sich für den „Litsoakotleng“ stark zu machen, nicht sehr groß. An einem Gesundheitszentrum beschwert man sich, daß man nur 20 von 60 Heften habe verkaufen können. Geduldig hört sich Leseko Kena die Klagen an.

In Qachas Nek fahren wir kleine Schreibwarenläden an. Auch sie bekommen ihren Teil an „Litsoakotleng“. In Schulen, Buchläden oder bei Privatleuten wird das Magazin abgeladen. Und zwischendurch geht Letsoara seiner journalistischen Tätigkeit nach. In der Distrikthauptstadt sieht er einen Jeep mit der Aufschrift „Rural Water Supply“. Er spricht den Fahrer an, erfährt, daß im Distrikt Wasserleitungen verlegt werden, reißt ein Stück Pappe von einem unserer Kartons ab und befragt den Leiter des Projektes. Da die Mitarbeiter auf der Nord-Tour die Kamera dabei haben, werde ich als Fotografin eingespannt. In Maseru nachrecherchiert, wird diese Geschichte ihren Platz im nächsten „Litsoakotleng“ finden. „Wir kommen nur zu unseren Verteilungstouren so hoch in die Berge“, erklärt Letsoara, „da müssen wir die Geschichten für die kommenden Ausgaben gleich mitmachen.“

Seit Anfang 1997 ist nicht mehr „Brot für die Welt“ der Geldgeber für die Abteilung, sondern die Schwesterorganisation Evangelisches Missions-

werk in Deutschland. Das Budget, das nun zur Verfügung steht, beträgt noch die Hälfte dessen, was man vorher hatte. Steigende Druck- und Papierpreise führten außerdem dazu, daß der „Litsoakotleng“ sprunghaft teurer wurde - und prompt Absatzschwierigkeiten bekam. Aus Werbeeinnahmen kann sich das Blatt nicht finanzieren. Nach 1999, das weiß Letsoara, wird man neu verhandeln müssen. „Man hat uns aber klar gesagt, daß wir nach Sponsoren Ausschau halten sollen“, erklärt Letsoara.

Nach unzähligen Schlaglöchern, kurzen Stopps und zwei Übernachtungen in einem Distrikthotel ohne warmes Wasser, dafür mit einem Nachwächter mit Gewehr, fahren wir mittwochs zurück nach Maseru. Im Gepäck haben wir die vielen nicht verkauften „Litsoakotleng“, eine Geschichte und Unmengen an **frischgeerntetem** Gemüse aus dem Garten von Kenas Mutter. Die hat uns dafür viele „Litsoakotleng“ abgenommen und wird sie in der Dorfschule verteilen.

Videos gegen den Kulturverlust

Selloane Mokuku ist eine energische Frau. Wenn die junge Mutter von ihrer Arbeit spricht, spüre ich ihre Begeisterung für alles, was mit der Herstellung und der Präsentation von Filmen zu tun hat. Selloane ist Koordinatorin der „Mobile Video Unit“ innerhalb der Kommunikationsabteilung im Christenrat, die 1993 gegründet wurde und in einer kleinen Baracke hinter dem Hauptgebäude untergebracht ist. Zwei Büros, ein Videoschau- und -schneideraum, Toilette und die Küche, in der sich das Equipment stapelt - von hier kämpfen Selloane und ihr Assistent David für das Selbstwertgefühl ihres Volkes. Ihre Mittel: afrikanische und lesothische Filme.

Wenn die beiden denn da sind. Während der Schulzeit sind Selloane und David viel unterwegs. Dann führen sie vor Schulklassen Filme vor und diskutieren mit den Schülern über deren Eindrücke. Oder sie reisen durchs Land und zeigen in Gemeinden Videos. Im Mai waren Selloane und David mit der „Lesotho Media Production“ des Südafrikaners Don Edkins, der die Video Unit aufgebaut hat, in einem kleinen Dorf. Dort drehten sie einen Film über ein Mädchen, das unbedingt die Schule abschließen möchte und dessen Mutter den Schulbesuch eines Tages nicht mehr bezahlen kann. Ein weiteres Thema war der Sinn von Entwicklungshilfe. Beides sind Dinge, die die Einheimischen aus eigener Erfahrung kennen. „Für die Dorfbewohner war das faszinierend. Einige konnten mitspielen und sahen sich abends auf der Leinwand“, erzählt Selloane.

Ganz so oft sind die zwei von der Video Unit in der Zeit, in der ich in Lesotho bin, nicht auf Tour. Es ist Winter, die Schulen sind geschlossen, und aufgrund der unsicheren Wetterverhältnisse in den Bergen fallen längere Fahrten aus. Zeit, um Werbung für die Unit zu betreiben, zum Beispiel bei einer Landwirtschaftsmesse im Bezirk Maseru.

Heute fahren wir nicht in ein Bergdorf oder zu einer Messe, sondern quer durch Maseru zur Frazers Hall. Dorthin hat der Maseru Art & Youth Club

die Video Unit eingeladen. „Vermutlich haben sie in den Ferien Lange- weile“, scherzt Selloane, während wir in der kalten und staubigen Frazers Hall die Gerätschaften installieren und Stühle aufstellen. Nach und nach kommen die jungen Leute. Etwa 18 sind es, die sich die beiden Kurzfilme Piki Piki über Umweltprobleme in Lesotho und Sarafina über die Apartheid in Südafrika ansehen. Anschließend rückt Selloane die Stühle in einen Kreis und fragt nach Eindrücken, Ideen, Auffälligkeiten. Es ist schwer, die Jugendlichen zum Reden zu bringen, doch schließlich kommt ein Gespräch zustande. Es dreht sich um das eigene Selbstverständnis, die eigene Kultur, das Image. Zum erstenmal wird den Jugendlichen bewußt, wie wichtig ihre Sprache Lesotho im Film zur Identitätsbildung ist. Viele Filme über Lesotho sind in englischer Sprache und haben lesothische Untertitel. Die Menschen, die nicht lesen können - und das sind in Lesotho nach Angaben des Büros für Statistik für das Jahr 1995 immerhin 46 Prozent der Frauen und 66 Prozent der Männer -, verstehen so nicht einmal die Filme über ihr eigenes Land.

Auch die Video Unit kämpft mit den veränderten Gegebenheiten bei ihren Geldgebern aus Deutschland. Wie die gesamte Kommunikations- abteilung wird auch sie seit Anfang 1997 vom Evangelischen Missions- werk unterstützt. Selloane weiß nicht, wie lange und wieviel noch bezahlt wird. Sie hat gerade ein Leistungsprofil erstellt, das sie dem Missionswerk zuschicken wird. Dann heißt es abwarten.

Noch ist die Video Unit nicht in der Lage, sich selbst zu finanzieren. „Der Markt ist in Lesotho noch nicht reif, um für Filme zu zahlen“, erklärt sie. Wenn die Leute schon Geld ausgeben sollen für ein paar bewegte Bil- der, dann wollen sie Action ä la Arnold Schwarzenegger sehen. Die Video Unit hingegen will einheimische Filme zeigen und so das Selbstbewußt- sein der Basotho, das durch die Zeit als britische Kolonie bis zur Unab- hängigkeit 1966 und durch die mannigfaltige Abhängigkeit von Südafrika schwach ist, stärken. Dazu dienen auch Workshops für Regisseure und die Filmwoche, die einmal im Jahr in Maseru stattfindet - mit afrikanischen Filmen. Das Festival war eigentlich für die Zeit, die ich in Lesotho war, geplant. Wegen diverser Probleme wurde es aber verschoben - schade.

Hilfe für Bauern - aber nur gegen Bezahlung

„Dach Südafrikas“, „Königreich in den Wolken“, so nennt sich Lesotho gerne selbst. Damit spielt das Land von der Größe Belgiens auf seine ein- zigartige geographische Lage in Afrika an: An keinen Punkt niedriger als 1 500 Meter. Die Drakensberge im Osten erheben sich auf weit über 3 000 Meter. Und mit dieser Geographie kommen die landwirtschaftlichen Probleme.

Wieder eine Tour, wieder geht es über tiefe Schlaglöcher. Diesmal bin ich mit der „Rural Selfhelp Development Association“ (RSDA), einer

Nichtregierungsorganisation, unterwegs. Ein Haupt-Geldgeber der RSDA ist die Deutsche **Welthungerhilfe**.

Am Steuer sitzt **Oziel Kalawe**, Programmdirektor der RSDA. Außerdem machen es sich drei Arbeiter im Jeep bequem. Die drei werden für die RSDA in **Phamong** im Bezirk **Mohale's Hoek** ein kleines Haus bauen, in dem die Organisation ein **zielgruppennahes** Büro einrichten will.

Im Distrikt **Mafeteng** hat die RSDA ihre Wurzeln. Hier begann sie 1982, damals noch nicht als eigenständige Organisation, sondern unter formeller Trägerschaft der **Lesotho Workcamps Association**, mit dem damals bei vielen Hilfsgruppen beliebten **„Essen-für-Arbeit“-System**. Die **Basotho** wurden bei Projekten beschäftigt und erhielten dafür Nahrungsmittel oder später Geld. Doch dieses Programm schlug fehl. Die Bevölkerung fand keine Beziehung zu den aufgebauten Projekten, die sie nur als Einnahmequelle sah, nicht aber als etwas, das langfristig ihre eigene Situation verbessern sollte. Waren die Arbeiten beendet und die Helfer abgezogen, verloren die Bewohner das Interesse an dem, was sie aufgebaut hatten. Mitarbeiten wollte man nur noch gegen Bezahlung. Eine Einstellung, auf die viele Organisationen noch heute treffen und die ein Erbe der Zeiten ist, als sich die Basotho die Projekte, die sie haben wollten, noch aussuchen konnten. Diese Jahre sind vorbei.

1991 wurde die RSDA offiziell registriert und hat sich zum Ziel gesetzt, die ländliche Entwicklung durch eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktivität und Infrastruktur sowie die Stärkung des Selbsthilfepotentials voranzubringen. Ihr Prinzip: Für Hilfe müssen die Bauern zahlen.

Nach eineinhalb Stunden Schlagloch-Piste erreichen wir endlich, von einer feinen Staubschicht bedeckt, das abgelegen in den Bergen liegende Dorf **Phamong**. Seit 1995 arbeitet die RSDA hier. Die Mauern für das Bürohäuschen am Hang stehen schon. Kalawe und die drei Arbeiter umrunden das Gebäude und diskutieren die nächsten Arbeitsschritte, während ich die kahlen Berghänge hinaufblicke, wo die Hirtenjungen ihre Kühe zu dem wenigen Gras, das es noch gibt, treiben. Der Boden ist ausgelaugt, viel wächst hier nicht.

Aber es wächst noch etwas. 75 Familien bauen in **Phamong** nach dem **Machobane-Prinzip** des Fruchtwechsels an - jede Reihe mit anderem Gemüse, abwechselnd angepflanzt, zu jeder Jahreszeit Ernte. 40 Bauern betreiben **„permaculture“**, ebenfalls im Gegensatz zur weitverbreiteten Monokultur ein bodenentlastendes Verfahren, das das Einsäen verschiedener Gemüsesorten oder Kartoffeln sowie das Halten von Kleintieren vorsieht. 80 Bauern sind bei der **Wiederaufpflanzung** der **„Dongas“** beschäftigt, tiefe Erosionsgräben, die wie Narben die Landschaft durchziehen, bei jedem Regen weiter aufbrechen und das wenige fruchtbare Land wegspülen. Und alle **RSDA-Bauern** zahlen einen geringen Betrag, bewußt im Gegensatz zum **„Geld-für-Arbeit“-Gedanken** früherer landwirtschaftlicher Entwicklungshilfe, für die Hilfe der RSDA.

Zakarea Letlama ist einer der Bauern, die bei der RSDA um Rat bat. Der junge Mann, zu dem mich **Oziel Kalawe** führt, kam im September

1995 aus Südafrika zurück nach Phamong und suchte einen Weg, sich und seine dreiköpfige Familie zu ernähren. Stolz zeigt mir Letlama, begleitet von neugierigen Kindern, sein ordentlich beackertes Feld und erklärt, welches Gemüse wann geerntet werden kann und wie er biologisch düngt. Im Stall gackern rund 150 Hühner, die er nach acht Wochen Aufzucht verkauft. Neben der kleinen Hütte steht ein gemauerter Behälter. Hier sammelt Letlama das Regenwasser zur Bewässerung seiner Felder. Wie in einem kleinen Gewächshaus hat Letlama die Saat gegen die Kälte zugeeckt.

Verglichen mit dem kleinen Grundstück vor der Hütte von Letlama beackert Matete Tumo ein riesiges Feld. Auch er verdiente früher sein Brot in Südafrika. Als er 1989 zurückkehrte, gab es keine geregelte Arbeit für den abgemagerten Mann, der sich, seine Frau, seine Mutter und die vier Kinder über Wasser halten muß. Jetzt hat er zumindest genug zu essen. Vom Dorfchef bekam er vor einem Jahr den Tip, sich an die RSDA zu wenden. Glück für Matete: Er hat das große Feld geerbt und konnte gleich anfangen, nach dem **Machobane-Farming-System** anzupflanzen. Das meiste Land gehört allen Basotho, die Chefs in den Dörfern bestimmen über die Verteilung.

In ihrem Büro in Maseru sitzt die 33jährige Ntatleng **Thulo**, Managerin der RSDA. Engagiert erklärt sie mir das neue Projekt, das im kommenden Jahr beginnen soll. Die Hirtenjungen, die oft mit drei Jahren zum Hüten des Viehs auf die Felder geschickt werden, mit 18 in die südafrikanischen Minen gehen und kaum Schulbildung bekommen, sollen die Chance erhalten, eine Ausbildung zu absolvieren. Außerdem sollen sie verstärkt Kenntnisse über die Umwelt erhalten, die sie mit ihren Herden nicht unerheblich belasten. Für dieses Projekt werden noch Geldgeber gesucht.

Mit Hilfe der RSDA spüre ich einen solchen Hirtenjungen auf. Der neunjährige Motsamia Mathetsa aus dem Dorf **Makintane** hütet, seit er sechs Jahre alt ist, die Rinder seiner siebenköpfigen Familie. Vom Morgen bis zur Dunkelheit gegen 17 Uhr zieht er mit den Tieren über die Felder. Die Schule besucht Motsamia nur unregelmäßig: „Ich habe manchmal keine Zeit und bin zu müde“, erklärt der kleine Junge, der gegen den scharfen, kalten Wind in eine Decke gehüllt ist.

Auch die RSDA merkt, daß die Unterstützung aus Deutschland zurückgeht. Das Problem stellt sich aber weniger für die Projekte als vielmehr für die personelle und organisatorische Infrastruktur wie die Löhne für die Angestellten, die Ausrüstung, Mieten etc. Fähige Arbeitskräfte wandern da schon mal nach Südafrika ab, wo sie besser bezahlt werden.

Im Bezirk Mafeteng geht's um Gemeinschaftsgärten. In Bonquama treffen wir einige Frauen, die gerade den Boden ihres Gartens umgraben. Hier gibt es 80 Haushalte, 36 davon sind an dem Garten beteiligt. Jeder Haushalt hat sein eigenes Fleckchen. Die Idee zu diesem Gemeinschaftsgarten, der erst 1997 eingerichtet wurde, kam von den Dorfbewohnern selbst. Sie fragten die RSDA um Rat, zahlten vier Rand, bekamen dafür das Training, Gerätschaften und das Gefühl des Besitzens.

In **Kuili** wird der älteste der mittlerweile 15 Gemeinschaftsgärten der **RSDA** betrieben. 1985 errichteten die Dörfler den Garten - für „Essen für Arbeit“. Kaum waren die Arbeiten beendet, hatte niemand mehr Interesse am Garten. Mit Hilfe der **RSDA** bauten engagierte Bewohner ihn wieder auf. 40 der 50 Haushalte sind Mitglieder des Garten-Komitees.

In **Mikia** steht das Haus von **Malipali Mpanyane**. Mit lebhafter Gestik erklärt mir die junge Frau, wie sie ihre siebenköpfige Familie mit ihrer Hände Arbeit durchbringt. Ihr Mann ist, natürlich, als Minenarbeiter in Südafrika. Vom Dach der kleinen Hütte in **Mikia** läuft das Wasser in einen Damm, rund ums Haus herum sind Felder. Die Saat wird durch Blumen, die insektenverzehrende Vögel anlocken, vor Ungeziefer geschützt. Im November 1996 begann **Malipali** mit Hilfe der **RSDA** diesen Garten anzulegen. Heute sichert er ihrer Familie die tägliche Nahrung. Und was übrigbleibt, kann sie verkaufen.

„Und wenn wir weg sind, macht Ihr hier weiter“

Mit den Mitarbeitern vom **Mafeteng Development Project (MDP)** bin ich nach meiner Ankunft in Lesotho als erstes verabredet. 1999 soll die Arbeit des **MDP**, das von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (**GTZ**) im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung durchgeführt wird, beendet sein. Und zwar so, daß die Einheimischen sie erfolgreich weiterführen können. „Nachhaltigkeit“ lautet das Zauberwort der Entwicklungshelfer.

Beherrschend bei den Fahrten mit den **MDP-Mitarbeitern** durch den Distrikt **Mafeteng** sind die **Dongas**, die Erosionsgräben, die bereits fünf Prozent der Fläche einnehmen. Um ein weiteres Aufbrechen zu verhindern, müssen sie bepflanzt werden. In **Ha Sehlabo** zeigt mir **Axel Mayer**, Managementberater Natürliche Ressourcen beim **MDP**, den ersten **Donga**, der mit Hilfe der Deutschen aufgeforstet wurde. Wir streifen durch den zerklüfteten Graben, in dem noch ein paar Bäume stehen. Doch es kümmert sich heute niemand mehr um den Erhalt dieser Baumkultur. Der **Donga** ist, wie das meiste Land in Lesotho, kein Privatbesitz. Aus Erfahrung lernt man. Heute unterstützt die **GTZ** Bauern oder Kommunen, die einen Landtitel für den **Donga** bekommen. 800 **Dongas** sind in Familien- und 250 in Kommunalbesitz.

Immer noch, obwohl sie sich allmählich aus dem aktiven Geschehen in die beratende Funktion zurückziehen, müssen die **GTZler** im Bezirk **Mafeteng** viel anstoßen. „Ihr müßt doch mal“, „besorgt doch mal“, höre ich von den Einheimischen in den Büros, die sich das **MDP** mit Staatsbeamten des Landwirtschaftsministeriums teilt. „Ihr müßt machen, nicht wir“, lautet die stereotype Antwort. Aber natürlich machen die Deutschen trotzdem.

Eigeninitiative ist in Lesotho, das so lange so gut von Entwicklungshilfe und den Entwicklungshelfern lebte, kein ausgeprägter Charakterzug. Aber

es gibt sie. Zum Beispiel nahe Ha Seeiso, wohin mich Axel Mayer fährt. Dort beschlossen 1994 26 Frauen, Pfirsichbäume anzupflanzen. Dazu benötigten sie Wasser. Also bauten sie einen kleinen Damm. Die GTZ beriet gerne und stellte einen Bagger zur Verfügung. Inzwischen gibt es in Ha Seeiso zwei kleine Dämme, viele Bäume und Gemüsegärten.

Was es an Projekten und Maßnahmen in Mafeteng gibt, weiß so genau niemand. Unzählige Organisationen tummeln und tummeln sich in diesem Distrikt mit seinen 270 000 Einwohnern. Die Distrikt-Planungseinheit der GTZ und dem Ministerium für örtliche Gemeindeverwaltung erstellt gerade eine Art „Wörterbuch für Mafeteng“. Durch eine Bestandsaufnahme mittels Fragebögen, die an die sechs Bezirke im Distrikt verteilt wurden, soll festgestellt werden, was in Mafeteng vorhanden ist, welche Projekte laufen und was fehlt. Aus diesem Raumordnungsplan soll eine Richtlinie entstehen, an der sich alle Organisationen orientieren müssen. „Die Leute selbst sollen bestimmen, wie es hier in 20 Jahren aussehen soll, sonst bleibt hier alles Flickschusterei“, erklärt mir Stefan Oerlein, Distriktplaner der GTZ. Doch er präsentiert gleich das Problem: Vieles wird er, der Fachmann, besser wissen als die Einheimischen, deren Vorstellungen nicht immer realistisch sind. „Ich kann meine Meinung da nicht aufpfropfen“, will Oerlein die Vorstellungen derer respektieren, die hier noch leben werden, wenn er längst weg ist. „Dennoch muß ich dann sagen, so geht es nicht.“ Also wieder der besserwässerische Weiße, der den Einheimischen die Entscheidung aus der Hand nimmt? Wir diskutierten die ganze Rückfahrt von Mafeteng-Stadt bis Maseru über dieses Problem, kommen aber zu keiner befriedigenden Lösung.

In Ha Seeiso will das MDP mit seinen beiden landwirtschaftlichen Projekten, die es 1999 hinterlassen wird, etwas Neues ausprobieren. Eine Treuhand soll die Projekte übernehmen. Heute treffen sich die Mitglieder des Aufsichtsrates der Treuhand im Gemeindehaus in Ha Seeiso. Von zehn sind nur sechs gekommen. Sie drängen sich um den Ofen. „Sicher ist es dem Rest zu kalt“, erklärt Telo Moektse achselzuckend. Der vom Landwirtschaftsministerium angestellte Mann arbeitet mit dem Treuhandkomitee an der Übernahme des „Gemeindezentrums Ha Seeiso“. Die Treuhand wird, wenn die Deutschen gehen, das Gemeindehaus und das benachbarte Viehzentrum übernehmen. Nach den negativen Erfahrungen mit Projekten, die nach der Übergabe von den Einheimischen und der Regierung vernachlässigt und schließlich unnütz wurden, will die GTZ 1999 funktionierende Systeme hinterlassen. Seit 1995 werden die einheimischen Partner der GTZler wie Telo Moektse von den zuständigen Ministerien bezahlt. „Wir müssen das Partnerland motivieren“, erklärt später im GTZ-Büro in Maseru Projektleiter Michael Krieger.

Normalerweise würden die Einrichtungen in Ha Seeiso nach Beendigung des Projektes an das Landwirtschaftsministerium gehen, und dann, so die Erfahrung, hätten die Dorfbewohner nicht mehr viel davon. Nun soll die Treuhand für die Dorfbewohner Gemeindehaus mit Schlafsaal und Küche für Mitglieder von Fortbildungsveranstaltungen und Viehzentrum ~~vermark-~~

ten und aus den Einnahmen ihre eigene **Entwicklungshilfe** betreiben. Ob's klappt, wird sich zeigen.

Projektleiter Krieger verweist darauf, daß 1996 ein Vertreter des Entwicklungsministeriums erklärt habe, für das MDP stünden keine neuen Gelder zur Verfügung. Die Chancen, nach 1999 in Lesotho weiterzuarbeiten, sind also nicht allzu groß. Für das Absinken der **GTZ-Mittel** hat Krieger eine einfache Erklärung parat: „Heute gibt es kein politisches Interesse mehr an Lesotho, und da wird die bisher überdimensionierte Entwicklungshilfe auf ein normales Maß zurückgeschraubt.“

Bäume, Bäume für Lesotho

„Wir bringen die Bäume zum örtlichen Chef und laden sie dort ab, von dort aus sammeln sie die Bauern ein“, erklärt Försterin Matsileso **Qhotsokoane**. Erst einmal sammeln wir an der Baumschule, die dem Staat gehört und von der GTZ unterstützt wird, die 39 Obstbäume auf und fahren dann nach Ha Teko im Distrikt Maseru. Dort warten jedoch keine Bauern auf uns, und es kommen auch keine. Also sortiert Matsileso die Bäume nach den Namen derer, die sie bestellt haben, und läßt sie bei Dorfchefin Ma Letsabisa **Lerotholi**, die vor ihrer Hütte sitzt, sich sonnt und sich mir gerne als Fotomodell zur Verfügung stellt. Zwar können wir uns nicht verständigen, das Posieren klappt aber wie am Schnürchen.

Das „soziale **Forstwirtschaft**“-Projekt der GTZ, das sowohl planerisch als auch räumlich in die Forstwirtschafts-Abteilung des Landwirtschaftsministeriums eingebunden und gesetzlich verankert ist, ist gerade von deutschen Prüfern **evaluiert** und für gut befunden worden. Seit 1993 arbeitet man hier nach dem Ansatz, daß die, die einmal von dem Projekt profitieren sollen, alles selbst planen und durchführen.

Und man arbeitet offensichtlich nach dem Ansatz, alles sofort anzugehen. Kaum habe ich den Projektleiter Helmut Schmidt telefonisch um einen Gesprächstermin gebeten, steht er schon vor meiner Zimmertür: Er müsse ohnehin noch jemanden abholen, da könne er mich sofort bei einer Kollegin absetzen, die mir alles erzählen könne. Sie arrangiert gleich für einen der nächsten Tage eine Fahrt mit der Försterin hinaus in ein paar Dörfer. Während wir am verabredeten Termin auf Matsileso warten, erklärt mir eine Kollegin, wie die Zusammenarbeit mit den Basotho am besten klappe: „Vorsichtig darauf hinweisen, wie es gehen könnte, aber nie drängen. Irgendwie klappt es immer.“ Nach der Devise „Nur nicht drängen“ geht auch das Forstwirtschaftsprojekt vor. Die Dorfbewohner sprechen von sich aus die Förster des Ministeriums an, wenn sie ihre Situation verändern wollen und nicht wissen, wie. Die Förster wiederum wenden sich an die GTZ, die eine Problemanalyse erstellt und Alternativen aufzeigt. Dann müssen die Dorfbewohner selber sagen, wie sie sich ihr Dorf vorstellen: Wollen sie Obstbäume, einen kleinen Wald, oder wollen sie lieber den Donga bepflanzen?

In Ha Teko lerne ich einen jungen Mann kennen, der daran verzweifelt, daß sein Dorf nichts will. Er ist von einem benachbarten Dorftwicklungs-komitee und holt hier seine Obstbäume ab. Die Bewohner seines Dorfes, sagt er, seien zu faul zum Bäume-pflanzen, dabei könnten sie 100 Stück umsonst bekommen. Sie wollen auch heute nur für Essen oder Geld, nicht für sich selbst, zum Spaten greifen - Überbleibsel der „Essen-für-Arbeit“-Philosophie früherer Entwicklungshilfeprojekte.

Försterin Matsilesa arrangiert auf dem Rückweg für die nächsten Wochen Treffen mit Abordnungen von Dorfbewohnern. Sie arbeitet mit Gruppen, Einzelpersonen, Kommunen, Schulen und Donga-Besitzern zusammen und vermittelt ihnen die nötigen Kenntnisse. Ihnen allen sollen die Bäume helfen, entweder als Schutz gegen die Erosion oder zur späteren Verwertung als Feuerholz. Dann allerdings müssen sie neu pflanzen. Das Interesse an Feuerholz ist größer als an der Konservierung des Bodens - die Erleichterung im Alltag geht eben vor Umweltschutz. Und heizen muß man im lesothischen Winter mit seinen Minusgraden viel.

„Es wird sich wie Feuer verbreiten“ - Essen für alle

Der alte Mann redet gerne. Und er hat viel zu erzählen. 83 Jahre ist James Jacob Njezamadoda **Machobane** alt, und seine Arbeit hat, so scheint es, gerade erst richtig begonnen. „Ich muß schneller arbeiten, sonst sterbe ich, bevor alle mein System kennen“, erklärt er sein rastloses Reisen und die vielen Vorträge.

Zum erstenmal treffe ich Machobane in Mafeteng im Distriktbüro des MDP. Wir trinken einen Kaffee, später nehmen wir ihn mit zurück nach Maseru, und er erzählt die ganze Rückfahrt über von seiner Jugend, seinen Ideen und den vielen Hindernissen, die sich ihm bei seinem Kampf gegen den Hunger in den Weg stellten. Die Zeit reicht nicht: Über die **Rural Selfhelp** Development Association arrangiere ich ein weiteres Treffen im Cafe meines Hotels. Machobane kommt gern.

Am Anfang stand eine Vision. „Alle sollten genug zu essen haben“, erklärt Machobane die einfache Philosophie, die ihn seit seiner Jugend umtreibt. Er hat Hunger erfahren. Als kleiner Junge, mit leerem Bauch, hatte er plötzlich den Wunsch, einen Menschen zu töten. Glücklicherweise mißlang das. Als er erneut einen Gleichaltrigen verletzen wollte, gab ihm dessen Mutter zu essen. Daraus lernte Machobane: Wo die Menschen hungrig sind, gibt es keinen Frieden. „Schau Dich um“, erklärt er, „das gilt für ganz Afrika.“ Einmal hatte er tagelang nichts zu essen und stahl den Schweinen ihr Futter. Aber der ausschlaggebende Grund, einen Weg zu suchen, daß sich die Menschen in Lesotho selbst ernähren können, war der Ausschluß von vier Prostituierten aus der Kirche, den er 1944 miterlebte. „Warum“, fragte der junge Machobane, „sie wollten auch nur essen.“ Und er startete die Suche nach der Lösung.

Er fand sie in einem System, das er **Thatlolla-u-Thatlehe**, Selemo ho Akana nannte: Produktion über das ganze Jahr. Das heute von vielen Organisationen proklamierte und bereits erwähnte **Machobane-Farming-System** beruht im Gegensatz zur üblichen Monokultur darin, immer in abwechselnden Reihen unterschiedliche Gemüsesorten und Kartoffeln anzupflanzen. Die Bepflanzung wechselt von Ernte zu Ernte, um den Boden nicht auszulaugen. Nach einem ausgetüftelten System wird mit Stöcken die Entfernung zwischen den Samen und zwischen den Reihen gemessen. Auch das Düngeprinzip ist durchdacht: Eine Mischung aus Asche und Kuhdung hebt den **PH-Wert** im Boden, gibt dem Acker Nährstoffe und hält Schädlinge ab. Unterwegs in Lesotho, sehe ich oft die grünen Machobane-Felder. Man sieht sie an den kleinen Dung- und Aschehaufen und den großen Kartoffeln.

1957/58 unterrichtete Machobane die ersten zwölf Bauern. Als er sein System ausweitete, bekam er Probleme mit der englischen Staatsgewalt des damaligen Protektorates Lesotho. Die sah diese Eigeninitiative offensichtlich nicht gerne und legte Machobanes System auf Eis. Erst 1991 erinnerte man sich wieder an das **Anpflanz-Prinzip** des gebürtigen Südafrikaners.

Zu unserem zweiten Treffen kommt der 83jährige nicht allein. Seine Assistentin Norah **Class** ist dabei, außerdem **Letla** Mosenene vom Agro-Forstwirtschaftsprogramm des Landwirtschaftsministeriums und Sebina Sekoli, Managerin der **Machobane-Stiftung**. Das Landwirtschaftsministerium, die GTZ, die RSDA und die Schweizer Entwicklungshilfeorganisation Helvetas unterstützen Machobane und verbreiten sein System.

Und der alte Mann hat noch viel vor. Vor allem will er sicherstellen, daß sein Wissen weitergegeben wird. Daher wurde im Januar 1997 die Stiftung gegründet, deren Ziel es ist, überlieferte **Anpflanzungs-Systeme** zu fördern, zu dokumentieren, was Machobane lehrt, und weitere Forschung zu betreiben. 2 500 Bauern arbeiten inzwischen nach seinem Prinzip, dessen Nachhaltigkeit der 83jährige nicht anzweifelt: „Es ist die einzige Chance für mein Land, zu überleben, ansonsten gibt der Boden uns keine weiteren 50 Jahre.“

Große Hoffnungen setzt der Ehrendoktor der lesothischen Universität Roma auf die Frauen. Vor allem sie sollen sein System erlernen. Deshalb ist es so angelegt, daß es von Frauen übernommen werden kann. Seine Assistentin, die Leiterin der Stiftung Machobane, umgibt sich gerne mit Frauen. „Sie trinken nicht, und sie arbeiten mehr“, hat er keine gute Meinung vom eigenen Geschlecht; „Du hast auch kein Bier vor Dir stehen, sondern einen Orangensaft“, zeigt er den Unterschied zwischen mir und den Arbeitern, die nebenan in der Bar am Gerstensaft nippen, gleich an einem Beispiel auf.

Machobane sieht sein Farm-System als die einzige Chance, von Entwicklungshilfe unabhängig zu werden: Mit Nahrung muß man sich selbst versorgen können, sonst ist man immer ein Bettler. In Rage gerät er deshalb, wenn ihm skeptische Bauern sagen, ihnen wäre das System zu arbeitsintensiv. „Sie sind faul, sie sollen sich nicht von anderen füttern

lassen", erregt er sich und fügt hinzu: „Wenn die Entwicklungshelfer gehen, dann bleiben den Menschen hier nur Kopf und Hände. Dann müssen sie selbst denken und handeln.“ Von dem Erfolg seines Systems ist der weitgereiste Machobane überzeugt: „Es wird sich wie ein Feuer ausbreiten.“

Zwei Länder, ein Landesbeauftragter

Seit knapp 20 Jahren ist der Deutsche Entwicklungsdienst (DED) in Lesotho, aber irgendwie ist er doch nicht mehr richtig da. Der DED ist eine der vielen Organisationen, die sich seit Ende der Apartheid deutlich mehr auf Südafrika konzentrieren.

Immerhin, es gibt noch ein DED-Büro in Maseru. Stark besetzt ist es nicht, von ehemals 40 Mitarbeitern blieben 19. Als ich vorbeischaue, ist bis auf eine Aushilfs-Sekretärin und einen neuen Mitarbeiter niemand da. Seit dem 1. April 1997 befindet sich die Hauptstelle wie die Deutsche Botschaft im südafrikanischen Pretoria. Ein Landesbeauftragter ist für beide Länder zuständig, es gibt aber noch zwei getrennte Programme. Dennoch: Wie so oft wird Lesotho als Anhängsel des großen Nachbarn angesehen.

Ich treffe mich, wieder im Hotel-Cafe, mit Heiner Pfeiffer und Uli Ostertag, um von ihnen zu erfahren, wo der DED heute präsent ist. Die Organisation initiiert oder **finanziert** keine Projekte, sondern stellt auf Anfrage von Partnern Arbeitskräfte zur Verfügung, deren Lohn sie zahlt. In Lesotho kooperiert man hauptsächlich mit der Regierung.

Uli **Ostertag** arbeitet im Bereich allgemeine Bildung. Der Schwerpunkt beim DED hat sich hier vom Ansatz, direkt Lehrer in die Dörfer zu schicken, hin zur Aus- und Fortbildung einheimischer Lehrer gewandelt. Ostertag ist einer von vier **DEDlern**, die am National Teachers Training College arbeiten. Er unterrichtet ein Semester lang, dann begleitet er die Studenten im Praktikum und arbeitet am **Curriculum** mit. Eigentlich soll er auch seine Kollegen weiterbilden, aber das wird in Lesotho strikt als Einmischung abgelehnt - mitarbeiten ja, Bevormundung nein, so sehen es die Basotho. Die Ausbildung ist für Ostertag wichtig, aber ein Faß ohne Boden: „Die Bevölkerung verdoppelt sich alle 25 Jahre, da kommt man mit Lehrern kaum hinterher.“

Im Bereich **Technik/Handwerk** arbeitet Heiner Pfeiffer. Lange hat der DED technische Schulen unterstützt, aber das entpuppte sich als wenig nachhaltig. Kaum waren die Entwicklungshelfer fort, ging es mit dem Standard der Schulen rapide bergab. Anders ist es bei der Basotho Enterprise Development Corporation (BEDCO). Hier findet die Ausbildung am Arbeitsplatz statt, die Auszubildenden werden bezahlt, und die Mitarbeiter in den höheren Positionen sind vom DED gut ausgebildet und - nicht selbstverständlich - anschließend auch gehalten worden. Doch die qualifizierten Leute wandern weiterhin nach Südafrika ab: In Lesotho gibt es

kaum Arbeitsstellen, da es nur wenige private Unternehmen und nur eine unterentwickelte Industrie gibt. Und in der Republik wird besser bezahlt als im Königreich.

Im Bereich der Landwirtschaft beschäftigt der DED noch sechs Mitarbeiter. Zwei unterrichten am Lesotho Agricultural College, einer am National Environment Youth Corps, und drei arbeiten mit der GTZ in der sozialen Forstwirtschaft. Früher war der DED auch im medizinischen Bereich vertreten, aber der letzte Arzt reiste 1996 aus.

Die Projekte des DED sind erst einmal auf das Jahr 2004 terminiert. Was danach kommt, ob danach etwas kommt, wird man sehen. Die Jahresberichte der Mitarbeiter vor Ort werden heute durch Begleitpapiere ergänzt, in denen aufgelistet wird, was bis wann erreicht werden soll. Unbegrenzte Laufzeiten gibt es in Lesotho nicht mehr.

Treffen am Runden Tisch und leere Fabrikhallen

Das Planungsministerium in Maseru koordiniert die einzelnen Entwicklungshilfeprojekte. Daher bemühe ich mich um einen Gesprächstermin mit für die deutschen Projekte zuständigen Stellen und vereinbare nach vielen Telefonaten ein Treffen mit einem Herrn Letsie. Als ich das neue Gebäude an Maserus Hauptstraße Kingsway betrete, weiß allerdings niemand, daß ich komme. Dann stellt sich **Maema**, ökonomische Planerin im Ministerium, für ein Gespräch zur Verfügung.

Maema bestätigt, was ich bisher überall gehört habe: Die Hilfe für Lesotho geht stark zurück. Die meisten Verträge mit den Deutschen laufen kurz nach der Jahrtausendwende aus, und was dann kommt, weiß niemand.

Auf die Frage, wo das viele Geld geblieben ist, das die Länder und Organisationen in den letzten Jahrzehnten ins Land gepumpt haben, hat **Maema** keine konkrete Antwort. Der ganze Ansatz der Entwicklungshilfe sei falsch gewesen. Die meisten Projekte habe man sich am grünen Tisch ausgedacht, die Bevölkerung habe sie daher nicht angenommen. Außerdem hätten, wenn die Geldgeber die Projekte übergeben hätten, die technischen Fähigkeiten bei den Einheimischen gefehlt. Und auch die Regierung sei nicht in der Lage gewesen, die Projekte finanziell zu unterstützen.

Heute, erzählt **Maema**, gebe es eine intensivere Zusammenarbeit, man plane dezentral von der Basis aus. Die Gemeinden würden formulieren, was sie benötigten, „aber jetzt ist nicht mehr soviel Geld da“. Die zur Verfügung stehenden Mittel müssen deshalb so effizient wie möglich eingesetzt werden. Bei regelmäßig stattfindenden Konferenzen diskutieren Regierungsvertreter und verschiedene Länder und Organisationen über Bereiche wie Landwirtschaft oder Tourismus und versuchen, sich gemeinsam auf Projekte zu konzentrieren. So trafen sich am 26./27. März 1996 Regierungsvertreter, Mitarbeiter aus elf Partnerländern, aus Nichtregierungsorganisationen, von der Weltbank und vom privaten Sektor zur „7th

round table Conference". Das Protokoll dieses Treffens packe ich in meine Tasche und arbeite es später durch. Viel Konkretes steht nicht darin.

Honorarkonsul Heinz Fiebig ist ein vielbeschäftigter Mann. Eigentlich wollte er heute schon in Durban bei der Rennwoche sein, doch Schneefälle in den Bergen machten ihm einen Strich durch die Rechnung. So haben wir viel Zeit, uns zu unterhalten und ein ehemaliges Entwicklungshilfe-Projekt der deutschen Regierung zu besichtigen. Dafür fahren wir ins Industriegebiet Thetsane in Maseru. Von außen schön anzusehen ist Loti Brick, eine Ziegelei, in deren Hof sich hunderte, tausende von roten Ziegeln stapeln. Mit Mitteln der GTZ wurde Loti Brick in den 80er Jahren aufgebaut und erhält immer noch finanzielle Unterstützung vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Das Wohnungsprogramm in Südafrika, auf das man als blühenden Absatzmarkt gehofft hatte, stagniert, und für die einheimischen Häuslebauer sind die im eigenen Land produzierten Ziegel zu teuer. Jetzt hat Loti Brick ein Büro im benachbarten südafrikanischen Bloemfontein aufgemacht, um sich dort aggressiver als bisher zu vermarkten.

Für die mangelnde Kommunikation zwischen den Partnern und die fehlende Koordinierung der Projekte seitens der Regierung spricht die Tatsache, daß die halbstaatliche Lesotho National Development Corporation zu einem Zeitpunkt, als Loti Brick schon Absatzprobleme hatte, mit ausländischer Hilfe eine weitere Ziegelei aufbaute. Die gibt es inzwischen nicht mehr. In den Industriegebieten Thetsane und Maseru Industrial Area wurden viele Fabriken mit Hilfe von ausländischen Geldgebern errichtet, und etliche stehen leer. Die Privatisierung, von Regierung und von vielen Entwicklungshilfeorganisationen als wichtiges Mittel zur Stützung einer einheimischen Wirtschaft angesehen, geht mehr als schleppend voran.

Wer kennt schon Lesothos Fußball-Nationalteam?

Daß Maseru klein ist, merke ich besonders, als es um Fußball geht. Nicht, daß Fußball hier boomen würde. Der Lesotho Bank Cup mit vier Mannschaften der ersten Liga zieht an einem sonnigen Sonntag nicht übermäßig viele Zuschauer an.

Das neue Stadion hat einen guten Ausblick über die Berge, die Maseru umgeben, und so kehre ich Tage später mit Fotoapparat noch einmal zurück. Als ich auf der Suche nach dem besten Motiv durch das Oval streife, erkennt mich Rankolopane Letsoara vom Christenrat. Ehe ich mich versehe, sitze ich Lesupi Tuona gegenüber, dem Präsidenten des Sportrates und Verwaltungssekretär des Fußballbundes. Tuona erzählt mir von der Entwicklungshilfe, die Lesotho Ende der 80er Jahre durch den Deutschen Fußballbund (DFB) erhalten hat. Von 1984 bis 1988 war mit Bernd Fischer ein deutscher Sportexperte und Fußballlehrer in Lesotho, der den Fußballsport auf- und ausbaute und die Regierung in allgemeinen Sportfragen

beriet. Der DFB betreibt allein keine Entwicklungshilfe. Im Rahmen von bilateralen Abkommen nominiert er Kandidaten und berät das auswärtige Amt der Bundesrepublik bei der Auswahl der Länder, die Unterstützung bekommen sollen. Lesotho ist seit Bernd Fischers Aufenthalt nicht mehr dabei gewesen.

Inzwischen geht es mit dem Niveau des Fußballs wieder bergab. „Unsere Regierung interessiert sich nicht für Fußball“, klagt Lesupi Tuona, der aber nun, wo es einen Sportrat und den Fußballbund gibt, wieder mehr politischen Druck ausüben will. Schließlich ist Fußball ein Imagefaktor - siehe Südafrika oder Nigeria, die sich gerade für die Weltmeisterschaften 1998 in Frankreich qualifiziert haben.

Bei meinem Gespräch mit Heiner Pfeiffer vom DED erwähne ich meinen Besuch bei Lesupi Tuona. „Gehen Sie mal zur Standard Bank, da arbeitet der Nationaltrainer von Lesotho“, gibt mir Pfeiffer einen Tip. Tatsächlich treffe ich Mahao Matete, Manager der Devisenabteilung. Der 42jährige freut sich, über seinen Lieblingssport zu sprechen, und erkennt mich wieder: An einem Samstag habe ich mir, zufällig vorbeigekommen, ein Turnier seiner „Veteran Casuals“, einer Hobbytruppe, angesehen. Maseru ist eben klein.

Matete, früher einer der besten Spieler des Landes, ist seit Dezember 1996 Nationaltrainer. Und länger gibt es die Nationalmannschaft auch noch nicht. „Sie wurde aufgelöst, weil es finanzielle Probleme gab und sie darüber hinaus schlecht spielte. Erst 1996 haben wir sie wieder gegründet“, erklärt Matete. In dem Jahr wurde ein neuer Fußballwettbewerb für Länder des südlichen Afrikas eingeführt, dessen Sponsor von der Anreise bis zur Übernachtung alles bezahlte. Nur so konnte Lesotho überhaupt, wenn auch nicht sehr erfolgreich, teilnehmen. Freundschaftsspiele werden kaum bestritten, es fehlt einfach das Geld. Und um Lesothos Fußball-Basis besser auszubilden, fehlt das Wissen. „Wir brauchten jemanden wie damals Bernd Fischer, der uns in Richtung Qualitätsfußball führt“, erläutert der Coach und nennt die Vorteile einer fußballinteressierten und erfolgreichen Nation: Die jungen Leute fänden einen Platz, wo sie sich behaupten und den fairen Wettkampf üben könnten. Und eine Nationalmannschaft, auf die man stolz sein könnte, würde das Selbstbewußtsein der Basotho und das Image nach außen stärken. Man wäre wenigstens in diesem Bereich nicht mehr ein Anhängsel Südafrikas, dessen Fußball-Nationalmannschaft „Bafana Bafana“ in Lesotho in aller Munde ist. Daß das Königreich ein eigenes Nationalteam hat, das weiß hier kaum jemand.

Wasser - die Quelle der Zukunft?

Im Norden Lesothos, im Malibamats'o Tal, erhebt sich ein gigantisches Bauwerk aus Beton. Wie ein vom Himmel gefallener Meteorit liegt es mitten im Hochland. Hier wird der Bokong-Fluß gestaut, und hier soll die Zukunft Lesothos beginnen.

Das **Hochland-Wasserprojekt**, das Lesotho gemeinsam mit Südafrika baut, ist das größte Entwicklungs- und Wirtschaftsprojekt des Königreiches. Mit Interesse beobachten ausländische Organisationen und die Weltbank den Fortgang der Arbeiten. Lesotho erhofft sich nach Fertigstellung der fünf Dämme aus dem Wasserverkauf an Südafrika hohe Einnahmen, die der eigenen Entwicklung zugute kommen sollen, größere Unabhängigkeit vom Nachbarland und Impulse für die eigene Wirtschaft. Durch den Wasser- und Stromverkauf an Südafrika will es sich vom Tropf der Entwicklungshilfe lösen und auf eigene Füßen stellen. Im Projekt ist ein Entwicklungsfonds enthalten, der Geld aus der Lieferung von Wasser nicht zurück ins Projekt oder in den Staatshaushalt fließen läßt, sondern allen **Basotho** für eigene Entwicklungsprojekte zur Verfügung stellt. 300 Millionen Maluti gingen seit September 1996, als das erste Wasser floß, in diesen Topf. Inwieweit sich die Bürokratie des Landes als Hindernis herausstellen wird, bleibt abzuwarten.

Hans Tagwerker würde am liebsten jeden Tag hinausfahren, mit den Arbeitern reden und den Fortgang des Hochlandprojektes beobachten. Stattdessen sitzt er, seiner Meinung nach zu oft, in seinem Büro im fünften Stock des Lesotho Bank-Gebäudes in Maseru und hält Treffen ab. Zum Beispiel mit den beiden anderen beigeordneten Delegierten in der Kontrollkommission der Regierung von Lesotho. Sechs Delegierte für das Königreich und sechs für die Republik sitzen in der „**Joint Permanent Technical Commission**“ (JPTC), einer Art Aufsichtsbehörde der halbstaatlichen Behörde, die das Projekt implementiert hat. Auf lesothischer Seite kommen drei Delegierte von außerhalb. Einer von ihnen ist der Österreicher Tagwerker, der für die GTZ arbeitet.

Der Grund für seinen Einsatz ist kennzeichnend für das Verhältnis, das das kleine Lesotho zum großen Südafrika hat. 1986 wurde der beiderseitige Vertrag zum **Hochland-Wasserprojekt** unterzeichnet, im Jahr 2015 sollen die Arbeiten beendet sein. Durch die Stauung des Wassers in Lesotho mit insgesamt fünf Dämmen können die Siedlungs- und Industriegebiete in der südafrikanischen Provinz Gauteng mit Großraum Johannesburg mit Trink- und Brauchwasser versorgt werden. Für die Stauung und Lieferung des Wassers wird Lesotho bezahlt. Die **Hochland-Wasser-Behörde** nennt die Summe von 55 Millionen Dollar jährlichen Zahlungen von Südafrika an Lesotho. Gleichzeitig kann sich das Königreich durch den Bau von Wasserkraftwerken von der Versorgung mit elektrischer Energie durch die südafrikanische Elektrizitätsbehörde ESKOM unabhängig machen.

Doch mit der Ratifizierung des Vertrages begannen die Probleme. In technischen Fragen fühlten sich die Vertreter Lesothos immer wieder von den Fachleuten aus Südafrika über den Tisch gezogen und baten schließlich um ausländische Hilfe. Seit 1992 sitzen nun Vertreter der deutschen GTZ, der Europäischen Union und der Official Development Assistance (ODA) mit am Tisch.

Hans Tagwerker hat mehr Schreibkram zu erledigen, als es dem praxisbezogenen Mann lieb ist. Phase 1A des Projektes mit dem Bau des

182 Meter hohen **Katse-Damms**, 48 Kilometern Transfertunnel von Katse nach **Muela**, einem Wasserkraftwerk in **Muela**, dem 55 Meter hohe **Muela-Damm** mit Versorgungstunneln sowie Infrastrukturmaßnahmen ist fertiggestellt, nun läuft die internationale Ausschreibung für die nächste Bauphase. Tagwerker beurteilt, ob die Bewerber die Interessen Lesothos erfüllen und ihre Angebote internationalen Standards entsprechen. Parallel dazu berät er die Regierung bei ihren Umwelt- und Umsiedlungsmaßnahmen.

Die Umsiedlung ist eines von vielen heiklen Themen beim Bau des **Jahrhunderprojektes**. Tausende von Haushalten sind durch den Verlust ihres Ackerlandes oder die komplette Überflutung ihrer Dörfer von dem Projekt betroffen. Ihre Verluste müssen ersetzt werden, entweder einfach durch neue Saat oder durch die Ausbildung in neue Berufe z. B. im Handwerk, für die es dann aber wieder kaum Arbeitsplätze gibt. Viele Menschen müssen umgesiedelt werden. Alle Kosten des Projektes trägt Südafrika, mit Ausnahme des Baus der Kraftwerke. „Die Bauern sollen danach auf gleichem Niveau weiterleben können, aber Südafrika will natürlich billig davonkommen“, erklärt Tagwerker das Dilemma. Die JPTC und Hans Tagwerker können die Regierungsstellen nicht zwingen, ihre Ansichten anzunehmen: „Wir können nur überzeugen.“ Enorme Unterstützung erhält Tagwerker dabei von Umweltorganisationen und den Nichtregierungsorganisationen.

Eine davon ist das Transformation Resource Centre (TRC), dessen Schwerpunkt traditionell bei **Menschenrechts-** und Demokratiefragen liegt. Seit 1978 wird das TRC auch von der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe EZE unterstützt.

Mit Koordinatorin Mawinnie Kanetzi fahre ich ins Bergdorf Nazareth. Hier hat die Highland Church Action Group zu einem der regelmäßigen Treffen zwischen Dorfbewohnern, dem örtlichen Komitee für das Projekt und der **Hochland-Wasser-Behörde** eingeladen. Das TRC macht für die Kirchengruppe die Basisarbeit auf den Dörfern, stellt einen Mitarbeiter vor Ort zur Verfügung, informiert und mischt sich ein, „damit die Betroffenen lernen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und nicht einfach alles hinzunehmen“, erklärt die kämpferische Mawinnie Kanetzi auf dem Weg ins Dorf. Wir kommen eine Stunde zu spät, aber das Treffen hat noch nicht begonnen. In der Schule von Nazareth finden sich die Bewohner der Dörfer ein, die umzusiedelnde Bauern aufnehmen wollen. Dafür winken ihnen verbesserte Infrastruktur oder Elektrizität.

Bevor die beiden Mitarbeiter des TRC und der Kirchen-Gruppe, des Dorfkomitees sowie der junge Mann von der Wasser-Projekt-Behörde das Treffen vor dem gut gefüllten Auditorium eröffnen, wird erst einmal gebetet. Dann werden die Gäste vorgestellt - die Journalistin aus Deutschland, ein Entwicklungshelfer aus Dänemark und Frau Kanetzi -, und danach ist Schluß mit den Freundlichkeiten. Die Leute in und um Nazareth sind unzufrieden. Sie fordern mehr Mitspracherecht bei allen Entscheidungen, sie wollen über alles informiert werden, was ihre Dörfer angeht. Und vor allem erregt sie die von ihnen vermutete Korruption. So hat das Komitee,

das sich mit der Umsiedlung der Hochlandbauern beschäftigt, noch keinerlei Informationen darüber, wann und wieviele Familien umgesiedelt werden sollen. Dennoch kursiert bei der Hochland-Wasser-Behörde bereits eine Liste mit acht Dörfern, in die die Leute ziehen sollen. Im Vorfeld hatte es geheißt, man werde den Hochlandbauern alle in Frage kommenden Dörfer zeigen und ihnen Entscheidungsfreiheit lassen. Nun verdächtigen die Leute von Nazareth die Behörde, mit den Chefs besagter auf der Liste vermerkter Dörfer gekungelt zu haben, und fürchten, der Privilegien, die die umgesiedelten Bauern mitbringen würden, beraubt zu werden. Nach über zwei Stunden verlassen Mawinnie Kanetzi und ich das Treffen, das wohl noch weitere zwei Stunden gedauert haben dürfte. „Die Bauern müssen ihre Zukunft selbst in die Hand nehmen, denn eines Tages ist keine Nichtregierungsorganisation und kein ausländischer Helfer mehr da, das für sie zu tun“, erklärt Mawinnie Kanetzi auf der Rückfahrt.

Die Umsiedlungspolitik ist nur ein Problem des Hochland-Wasserprojektes. Ein weiteres ist die Kompensation, die die Bauern für den Verlust ihrer Felder bekommen sollen. „Erst dauert es sechs Monate, bis man die Saat überhaupt bekommt, dann wird sie einfach an irgendeiner Stelle abgeladen, und sie ist meistens auch noch von schlechter Qualität“, ärgert sich Kanetzi. Sie kämpft, wie ein weiblicher Don Quichote, scheinbar chancen- und sinnlos gegen die großen Projektinhaber beider Länder und deren Interessen. Dennoch hofft sie, etwas zu erreichen. Und wenn es nur ist, daß sich die Bauern von den Herren in den Anzügen nicht mehr alles sagen lassen.

Was kommt nach der Jahrtausendwende?

Wo wäre Lesotho wohl, wenn nicht so viele Organisationen so viel Geld und Arbeitskraft in dieses kleine Land gesteckt hätten? Vielleicht schon da, wo es hinzutreiben scheint: In der Republik Südafrika. Viele Projekte in Lesotho sind zwar fehlgeschlagen, hier zeigt sich exemplarisch das Scheitern einer Entwicklungshilfe, die dem Nehmerland eigentlich helfen sollte, auf eigenen Füßen stehen zu lernen. Doch die Hilfe hat Lesotho bis heute über Wasser gehalten. Und nun, da die Mittel zurückgehen?

Der freiwillige Zusammenschluß mit dem Nachbarland ist etwas, das in Lesotho derzeit kontrovers diskutiert wird. Die einen sehen im Beitritt die einzige Chance zu überleben, die anderen weisen vehement darauf hin, daß Lesotho noch nie erobert wurde. 1868 hatte sich Lesotho unter dem damaligen König Moshoeshoe I. selbst in die Hand der Briten begeben, die es vor weiteren Gebietsverlusten an die Buren im Oranje-Freistaat schützen sollten.

Auf den Status des unbesiegtten Landes sind heute viele stolz. „Die Buren hatten uns nicht, die Briten hatten uns nicht, und Südafrika bekommt uns auch nicht“, erklärt Fremdenführer Marc, der mit mir auf den Thaba

Bosiu hochsteigt, den lesothischen Tafelberg, von dem aus **Moshoeshoe** sich der Feinde erfolgreich erwehrt. Marc erklärt mir, während ich schnaufend hinter ihm den 400 Fuß steil nach oben führenden, steinigen Berghang erklimme, daß er nicht einsehe, aus rein wirtschaftlichen Gründen die Souveränität freiwillig abzugeben. Später beantwortet RSDA-Managerin Ntatoleng **Thulo** meine Frage nach einem Zusammenschluß schlicht mit: „Ich bin glücklich, hier zu sein.“

Doch es wird heute nicht einfacher für Lesotho, in Konkurrenz zu den anderen südafrikanischen Ländern zu bestehen. Nicht nur Südafrika macht gewaltige Anstrengungen, wirtschaftlich und touristisch weiterzukommen; auch Länder wie Swaziland oder Botswana versuchen, das Interesse ausländischer Investoren zu wecken. Zwar hat Lesotho mit dem Hochland-Wasserprojekt eine vielversprechende zukünftige Geldquelle, die ihm eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Südafrika gibt, und auch im verarbeitenden Gewerbe verzeichnet man bescheidene Zuwächse. Doch verglichen mit der Entwicklung in Südafrika ist der Fortschritt minimal, und die Probleme in der Landwirtschaft berauben die Basotho der Möglichkeit, sich selbst zu ernähren. Und noch etwas hängt wie ein Damoklesschwert über dem Land: Die Krise in der südafrikanischen Gold- und Kohleindustrie.

Waren es 1990 noch 127 330 Basotho, die in südafrikanischen Minen ihr Geld verdienen, zählt das Statistikbüro in Maseru für das Jahr 1995 nur noch 103 744. Diese Entwicklung hat negative Auswirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Lage in Lesotho. Die Zahlungen der Minenarbeiter waren eine Art Volkswirtschaft innerhalb der lesothischen Volkswirtschaft. Für rund 40 Prozent der Familien war der Verdienst der Wanderarbeiter das Haupteinkommen. Und bei meinen Fahrten über die Dörfer antworteten immer noch viele Frauen auf die Frage, wo denn ihre Männer seien, mit „Südafrika“.

Doch immer mehr kehren heute zurück, sie bringen kein Geld mehr mit und finden in Lesotho keine Beschäftigung. Im Wasserbauprojekt finden bei weitem nicht alle Rückkehrer Arbeit. Für so viele ungelernete Kräfte gibt es keine einfache Beschäftigung, und die schwierigeren Arbeiten müssen Fachkräfte erledigen. Die kommen wieder aus dem Ausland und aus Südafrika.

Viele Argumente sprechen dafür, daß Lesotho seine Unabhängigkeit aufgibt und sich freiwillig Südafrika angliedert. Die Wirtschaft beider Länder ist eng verzahnt: Lesotho importiert fast alles aus Südafrika, und das wenige, das es ausführt, geht an den großen Nachbarn. Die Fabriken in den Industriegebieten werden fast ausschließlich von südafrikanischen Unternehmern betrieben. Die Läden in den Städten sind Filialen großer südafrikanischer Ketten, die Tageszeitungen kommen aus Johannesburg oder Pretoria. Der südafrikanische Rand und der lesothische Maluti sind währungsgleich.

Hinzu kommt, daß nach den großen Landverlusten im 19. Jahrhundert an den Oranje-Freistaat mehr Basotho in Südafrika leben als in Lesotho.

Die Grenzen sind da oft fließend: Die Hafte der Familie arbeitet jenseits der Grenze, der eine oder andere wurde in Südafrika geboren. Wie Jacob Machobane, der alte Mann, der sein Land durch ein Anpflanzsystem retten will, oder Rankolopane Letsoara, der Herausgeber des „Litsoakotleng“.

Und dann ist da noch die heimische Politik, die die Menschen verunsichert. 1993 gab es die ersten freien, demokratischen Wahlen. Alle Sitze im Parlament gingen an die Basotho Congress Party des Premierministers Dr. Ntsu Mokhele. Nach verschiedenen Streitigkeiten und Unruhen machte Ntsu Mokhele seinem Vornamen - Ntsu bedeutet Fuchs - am 8. Juni 1997 alle Ehre: In einer Art innerem Putsch gründete er die Lesotho Congress for Democracy Party, in die er die Mehrheit der Parlamentarier der zerstrittenen Basotho Congress Party holte, und erklärte seine ehemalige Partei mit dem kläglichen Rest der Mitglieder zur Opposition. Die Verwirrung im Land war perfekt. Die ehemalige Regierungspartei, die sich plötzlich auf der Oppositionsbank wiederfand, rief gemeinsam mit anderen Parteien zu Demonstrationen auf, die sich während meines gesamten Aufenthalts in Lesotho hinzogen.

Diese instabilen politischen Verhältnisse verhindern, daß sich die Basotho intensiv mit ihrer Zukunft beschäftigen. „Wozu“, sagt mir ein Einheimischer, „ich weiß doch gar nicht, was morgen und übermorgen hier passiert.“ Andere wünschen sich einen Zusammenschluß mit Südafrika, „weil unsere Politiker unfähig sind“. Im „Litsoakotleng“ 1/97 wird Dr. Khabele Matlosa, Leiter der Fakultät der politischen Wissenschaften an der Universität Roma, zu diesem Thema befragt. Er unterstützt den Integrationsgedanken und erklärt, daß die europäischen Länder nicht länger an einer Weiterführung der Entwicklungsarbeit in Lesotho interessiert seien. Dr. Matlosa spricht sich dafür aus, sowohl eine politische als auch eine wirtschaftliche Integration zu wagen, da beide Länder ohnehin schon eng miteinander arbeiteten und eine gemeinsame Geschichte und Kultur hätten.

Klare Worte höre ich von einem Vertreter der deutschen Botschaft. „Das Land kann nicht allein überleben, es hat keine Ressourcen und ist vollständig von Südafrika abhängig“, meint er und schlägt vor, daß sich Lesotho als Freistaat Südafrika anschließen solle. Ganz pragmatisch sieht Mawinnie Kanetzi vom TRC die Sache. „Wir haben keine eigene Grundlage, um zu existieren“, meint sie; „man muß nicht an alten Traditionen kleben, an der Selbstständigkeit. Irgendwann wird uns Südafrika übernehmen, und da können wir doch besser gleich hineingehen und die Vorteile für unser Volk und unsere Wirtschaft nutzen.“

Bleibt Lesotho nichts anderes übrig, als sich selbst aufzugeben? Nach dem, was ich in sechs Wochen gesehen habe, bin ich skeptisch, was ein Überleben im 21. Jahrhundert angeht. Das Hochland-Wasserprojekt ist die einzige Zukunftsperspektive. Wirtschaftlich wird sich das Land trotzdem nur schwer gegenüber Südafrika behaupten können. Fast alles wird aus dem Nachbarland importiert. Irgendwann unterwegs in den Bergen, überholt mich ein südafrikanischer Lastwagen mit hunderten Hühnern auf der

Ladefläche: Selbst das Federvieh kommt aus Südafrika. Dabei gackern in den meisten lesothischen Ställen Hühner.

Lesotho hat, für ein Land seiner Größe, überdimensional viel Geld und Hilfe bekommen. Zunächst einmal wurde damit die Bürokratie aufgebläht. Die Ministerien richteten Koordinationsstellen ein, die offensichtlich nichts koordinierten. Wurde ein Projekt übergeben, ging das bewegliche Inventar, vom Bürostuhl bis zum Auto, an staatliche Stellen. Weitergeführt wurden die meisten Projekte hingegen nicht: Kein Geld da. Viele Einzelmaßnahmen gleichen dem berühmten Tropfen auf dem heißen Stein; langfristig wirkten die wenigsten. Die „Essen-für-Arbeit“-Philosophie vieler Organisationen führte dazu, daß die Basotho die Entwicklungshilfe als Einnahmequelle ansahen und nicht als etwas, das ihre Zukunft aufbauen soll. Sie verlassen sich auch heute noch auf die ausländischen Helfer. Doch wie lange sind die noch da?

Einige Basotho äußern ihre persönliche Meinung über den Sinn von Entwicklungshilfe. Sie sei politisch so gewollt, gar nicht nachhaltig zu wirken, sondern die Nehmerländer auf ewig an die reichen Geberstaaten zu binden. Die Länder der Ersten Welt hätten kein Interesse daran, daß die Entwicklungsländer selbständig werden: Man würde sie mit Bedacht abhängig halten, um mögliche Konkurrenten auf dem Weltmarkt gar nicht erst wachsen zu lassen. So werde auch Lesotho immer am Tropf der Entwicklungshilfe hängen. „Darüber“, sagt Selloane Mokuku von der Video Unit mit kämpferischem Unterton in der Stimme, „darüber werde ich einmal einen Film drehen. Wenn ich Interessenten für das Thema finde.“

Wie soll das Königreich seine Uhren auf das neue Jahrtausend stellen? Als ich Mitte Juli am Flughafen Maseru auf meine Maschine über Johannesburg zurück nach Deutschland warte, beobachte ich die Weißen, die mit mir über die Berge nach Südafrika fliegen werden. Dort sind vielleicht ihre Zentralbüros, vielleicht fliegen sie wie ich weiter in ihre Heimatländer. Ich beobachte die Basotho, die den kleinen Flieger in die Distrikthauptstadt Qachas Nek nehmen. Einige sind mit dem Bus aus Maseru gekommen, vielleicht hatten sie hier Geschäfte zu erledigen. Einige Männer, vollbe packt mit Taschen und Tüten, kommen aus Johannesburg, sicher sind es Minenarbeiter. Werden sich ihre Familien freuen, daß sie kommen? Bringen sie ihren Verdienst mit, oder müssen sie ihren Frauen und Kindern erklären, daß sie nie wieder nach Südafrika reisen werden? Ich beobachte die Angestellten von Lesotho Airways, die sich viel Zeit nehmen und mit dem Einchecken so spät beginnen, daß wir verspätet losfliegen werden. Ich beobachte die Schulklasse, die in das Flughafengebäude stürmt. Die Lehrer und ihre kleine Horde gehen zur Aussichtsplattform hinter dem Cafe und bestaunen die beiden Propellermaschinen, die dort auf uns, die wir nach Johannesburg und Qachas Nek wollen, warten.

Und ich frage mich, wie das Land mit seiner beeindruckenden Bergwelt, den Plateaus, von denen man den Blick endlos schweifen lassen kann, dem Überfluß an Wasser, das sich in breiten Betten seine Bahnen die Berge hinunter sucht und in unzähligen Wasserfällen herunterstürzt, wie dieses Land

mit seinen freundlichen Bewohnern aussehen wird, wenn ich zurückkomme. Falls es nach der Jahrtausendwende noch ein souveränes Königreich Lesotho gibt.